

WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr.14 Heimat (1987), S. 121-141
Bücher zum Thema
Rezensionen

Besprechungen

Bücher zum Thema

Horst Bienek (Hg): Neue Erkundungen eines alten Themas, München – Wien 1985 (Hanser Verlag) brosch., 144 S., 12.-

In diesem, von dem Schriftsteller Horst Bienek herausgegebenen Band aus der Reihe „Dichtung und Sprache“ treten Literaten und Literaturwissenschaftler an, den Begriff „Heimat“ zu klären und zu rehabilitieren. In kleinen Aufsätzen und Essays, Erzählungen und Gedichten „erkunden“ sie die Frage, was Heimat heute, angesichts einer immer unwirtlicheren Welt, sein könnte. Das Ergebnis ihrer Anstrengungen ist eindeutig: Heimat soll „in den Spuren der Dichter“ bestimmt werden. Diese „Spuren“ führen notwendig auf die Sprache; sie wird für den Schreibenden zur eigentlichen Heimat, erst recht, wenn die geographische, politische etc. ihm entzogen wird, auch deshalb, „weil in der Literatur die Welt sich spiegelt, welche Heimat ist oder war“.

Illustre Namen wie Reitz, Walser, Krolow oder Böll bemühen sich um ein menschliches Gesicht des schwer ramponierten und vor allem im Faschismus zur Unkenntlichkeit entstellten Begriffs. Der Münchner Germanist Wolfgang Frühwald geht der Auseinandersetzung zwischen dem Nationalsozialismus und der Exilliteratur um „Wort und Begriff der Heimat Deutschland“ nach. Andere Autoren beschäftigen sich explizit mit Heimatliteratur - der damaligen und heutigen. Der rote Faden der Argumentation ist die Reflexion der leidvollen historischen Erfahrungen des Faschismus, die den Heimatbegriff immer schon zu einem gebrochenen machen.

Ein Aufsatz, der die Geschichte des Begriffs sehr prägnant formuliert, soll hier besonders erwähnt werden: Walter Jens' „Nachdenken über Heimat“. Jens macht deutlich, was der konservative „Heimatspuk“ seit

je vergessen machen wollte: dass „... die Sonntagsheimat eine Erfindung von Bürgern (war), die sich inmitten einer von wenigen Kapitalisten und vielen Industriearbeitern bestimmten Welt ein Refugium zu sichern trachteten, mit dessen Hilfe sie die Bedrohung von oben und unten, durch die Konzerne hier und die Proleten dort, zu kompensieren versuchten ...“ (15). Im Gegensatz dazu bezieht Jens sich auf fortschrittliche Deuter von „Heimat“ wie etwa Rudolf Virchow, für den Heimat - im Unterschied zu den ständestaatlich orientierten konservativen Ordnungsfanatikern seiner Zeit - „volle und unumschränkte Demokratie“ bedeutete. Auf diese Tradition stützt sich Jens, wenn er Heimat als „Bezirk“ bestimmt, „in dem Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung jedes einzelnen als Voraussetzung eines humanen Miteinanders fungieren“ (17).

Manuela Günter

Eduard Führ (Hg): Worin noch niemand war: Heimat. Eine Auseinandersetzung mit einem strapazierten Begriff; Historisch-philosophisch-architektonisch. Mit der Fotocollage Heimat - süße Heimat, Wiesbaden und Berlin 1985 (Bau-Verlag) kart., 200 S., 42.-

Eine Standortbestimmung soll Eduard Führs Heimatbuch sein - histo-

risch – philosophisch – architektonisch. Daß die Betonung dabei auf den letzten Aspekt gesetzt wurde, liegt in der Natur der Sache: Die Beiträge entstanden 1984 anläßlich eines Workshops im Fachbereich Architektur der Hochschule der Künste, Berlin. Für die Autoren hat Heimat viel mit Architektur zu tun: als „Wohnstätte des Seins“, Lebenswelt, als Sammelbegriff für eine soziale und kulturelle Umwelt, in der der Mensch sich reale Handlungsfreiheiten und das subjektive Vermögen erworben hat, in möglichst freier Entfaltung seiner Bedürfnisse und Anlagen zu leben. Dem tradierten Heimatbegriff als Synonym für Privatheit, Geborgenheit, Kindheit erteilen die Autoren eine klare Absage: Das Heimatbild der Erwachsenen - so beispielsweise Eduard Führ - beruhe auf einem Mißverständnis. Heimat werde oft mit einem verklärten Bild der Kindheit assoziiert. Gerade in dieser Phase des Lebens komme aber für den Menschen gerade *kein* Gefühl der Geborgenheit auf. Die Exploration und Ausweitung der eigenen Fähigkeiten und der Umwelt sei vielmehr ein Prozeß des Vertrautmachens des Unvertrauten, des Auskundschaftens des Unbekannten und des Einübens des Ungekonnten. Er werde allerdings nur unter der Bedingung angegangen, um zu Gesichertem und Vertrautem zurückzukehren. Das Gelingen dieser inneren Arbeit sei das, was

Erwachsene eigentlich unter Heimat verstanden.

Die Autoren bemühen sich um einen neuen, nicht sentimental eingefärbten Heimatbegriff. Interessant ist vor allem der Aufsatz von Silke Wenk: „Zur Diskussion um eine ‚weibliche Ästhetik‘ in der Architektur“. Ihrer Ansicht nach war „Heimat“ in der Vergangenheit immer ein von Männern geprägter Terminus. Nach Heimat sehnten sich die Soldaten im Krieg; schon die wandernden Gesellen und Handwerker der früheren Jahrhunderte schworen sich ein „Wiedersehen in der Heimat“ und das Wesen der Heimat war ganz klar definiert: als weibliches, das sich wartend um Heim und Kinder kümmert. Zwar sieht die Autorin keine Chance für eine explizit feministische Architektur in der Zukunft, doch wird ihrer Ansicht nach vom Standpunkt der Frauen aus die Herstellung von „Heimat“ künftig kein harmonischer Prozeß sein können und „sie wird dazu zwingen, manche vorgefaßte Meinung über das, was ‚Heimat‘ sein könne und solle, nochmals zu überdenken.“

Dem theoretischen Teil angefügt sind Beispiele für eine praktische Anwendung des neuen Heimatverständnisses und ein Katalogteil, der die verschiedenen Auffassungen von Heimat einst und heute vor Augen führt.

Katja Riefler

Peter Handke: Langsame Heimkehr, Bd.4 Über die Dörfer. Dramatisches Gedicht, Frankfurt 1981 (Suhrkamp-Verlag) 112 S., 8.-

„Über die Dörfer“ (1981) ist der letzte Teil eines vierteiligen Zyklus „Langsame Heimkehr“ (Langsame Heimkehr, 1979; Die Lehre von Sainte-Victoire, 1980; Kindergeschichte, 1981), zu verstehen als programmatisches Schlußstück des Zyklus. Programmatisch sind die Belehrungen, die der in das Dorf seiner Kindheit zurückgekehrte „Gregor“ (der Autor Handke) durch „Nova“, eine um seine Integrität besorgte Muse, erfährt. „Nova“ belehrt „Gregor“ (Handke sich selber) über den Grund einer eingestandenen Orientierungslosigkeit und Verzweigung. Er hat die einfache (dörfliche) soziale Lebensform seiner Kindheit verlassen und mit dieser eine ‚wahrhaftige Sprache‘ aufgegeben. Die ‚wahrhaftige Sprache‘ ist je eine authentische, eine in der Kindheit erfahrene und gesprochene. Weiter ist sie als Sprache einer wenig komplexen Lebenswelt eine Sprache ‚der Wahrheit‘, die je als regional (im Dörflichen) gebundene und nur so ‚Universelles‘, vor allem überzeitliche Wertlagen, erfaßt. Eine naive Regionalität wird gefordert und belohnt, auch das Leiden unter Eskapismusvorwürfen, die Handke bekanntlich erfahren

hat und noch erfährt. „Gregor“ scheint verständig und „Nova“ setzt „dem Kind“ (Handkes Zukunft) „die Krone auf („Der Himmel ist groß. Das Dorf ist groß. Der ewige Friede ist möglich... Geht ewig entgegen. Geht über die Dörfer“, S.106).

Handkes geographische Zuordnung von Sprech- und Lebensformen (Stadt/Land) ist letztlich metaphorischer Art. „Das Dorf steht für eine mythische Kindheit, in die der zu rettende Schriftsteller sich schreibend rückversetzen soll, in eine Art menscheitsgeschichtliche ‘Heimat’, die sich zugleich ‘Geschichte’ entzieht, nicht überdeckbar und zerstörbar, weil beschwörbar durch eine (mythische) Sprache, die nicht benennen, sondern je neu erzeugen soll, was Handke ‘das Wahre’ nennt („... der Himmelsschrei ist die Form, und die Form zeigt im Raum die Arkade: unsre Kunst muß aus sein auf den Himmelsschrei! Ihr ändern, hört das Singen der Schöpfer“, S.100).

„Über die Dörfer“ fordert derartige und eine ‘authentische Autorenschaft’, bei der die Schreibweise auf eine meditativ ‘gelebte’ einfache Sprechweise zurückgehen soll. ‘Dorf und ‘Heimat’ sind Topoi eines bestimmten schriftstellerischen Selbstverständnisses. Im folgenden geht es um einige Abgrenzungen, die mit der Forderung einer ‘authen-

tischen Autorenschaft’ naheliegen. Diese ist nicht auf die Topographie der „Langsamen Heimkehr“ beschränkt. Im neuesten Buch (Die Anwesenheit. Ein Märchen, Frankfurt 1987) sollen ‘elementare Erlebensweisen’ (z.B. von Natur) durch eine „Kindheit der Völker“ angeregt werden, die selbst nicht mehr in mythologischer Rezeption steht, angeregt allenfalls durch Legenden (Atlantis; Ultima Thule), durch „die Kraft jener Orte, weil dort nichts mehr und noch nichts geschieht.“

Handke ist an einer ideellen Rebiographisierung des Autors gelegen, an einer Entsprechung von ‘Erlebtem’ und Geschriebenem. Anders aber als in einem artifiziellen Ursprungsdenken (‘mythische Kindheit’) ist für Handke ‘Authentizität’ nicht möglich. Die Beschäftigung mit einer deformierten Wirklichkeit steht dem entgegen, wird einem übergeordneten ästhetischen Programm geopfert. Eskapismus und dahinter stehende Bedürfnisse brauchen nicht auf literatursoziologischem Weg nachgewiesen zu werden, er gibt sie zu. Ein Verzicht auf die Beschäftigung mit einer ‘schlechten Gegenwart’ ist Bestandteil von Handkes Anliegen. Die Vorstellung einer ‘authentischen Autorenschaft’ richtet sich unter anderem gegen eine ‘reflexionslastige’ Literatur der siebziger Jahren auch gegen Handkes eigenen Anteil.

Metaliterarische Diskurse in literarischen Texten sind

Zeichen einer Autorenschaft, die letztlich Positionen betreut, Indizien eines Identitätsverlustes. Auch mißtraut Handke einer Literatur, die im Blick auf das Verhältnis von 'Erlebtem' und Geschriebenem - etwa im Sinne Prousts - allenfalls analogisierende Erstarrungsleistungen des Textes einräumt. Handkes Programm ist in vielerlei Hinsicht als Gegenprogramm zu verstehen, abgrenzbar besonders gegen die Vorstellung einer 'thanatographischen Schreibweise' (Ph. Söllers; vgl. auch M. Blanchot). Die Vorstellung einer 'entbiographisierten Autorenschaft' und einer 'ethischen Independenz' geht mit auf den Umstand zurück, dass für viele Autoren des zwanzigsten Jahrhunderts Schreiben anders nicht möglich ist, u.a. für Trakl und Artaud. Für Handke soll Schreiben anders möglich sein. Es muß Handke geradezu ein Greuel sein, daß in der jüngeren Literaturgeschichte auch hymnische, syntaktische Anordnungen (von denen Handke sehr viel hält) für Inhalte herangezogen werden, die gerade nicht idyllischer Art sind: für Handke die Ästhetisierung einer 'bösen Welt'.

Erschöpft sich jedoch Handkes Anliegen darin, Imaginationen unschuldiger Welten so zu versprachlichen, wie er es für angemessen hält, besser: sie zu 'beschwören'

und zu 'bezeugen'? Gewiß nicht nur, denn es gilt auch, das Konzept im literarischen Text zu verteidigen: „Viele Tarnungen anzunehmen, wird auf dem Weiterweg euer Geschick sein und manch fröhlichen Schwindel zieht zu Recht jeder öffentlichen Wahrheit vor. Zu tun als ob, ist eine Kraft“ (Über die Dörfer, S.101). Obwohl auf einen ersten Blick naheliegend, hat dies wenig mit einer 'postmodernen' Ästhetik des Zitierens zu tun, trotz Handkes zugegeben spielerischem Verfahren in den kulturgeschichtlichen Anleihen (vgl. hierzu H. Campers, Gespräche mit Handke: Aber ich lebe nur noch von den Zwischenräumen, Zürich 1987). Handkes Spiel mit Versatzstücken verschiedener Traditionen (Mythen, Legenden, antike Epen, Märchenliteratur) soll ein 'Übergeschichtlich Universelles' reaktivieren, was immer er darunter versteht. Hinter Handkes naiv pathetischem Stil steht die Attitüde des ordnenden Autors, bemüht um 'Universelles' in einem kindlichen Mikrokosmos. Aber Handkes Naivität ist eben eine kalkulierte. Für eine Erörterung von Hintergründen könnten unter Umständen FJ. Lyotards „Essays zu einer affinnativen Ästhetik“ (Berlin 1980) interessant sein, nicht wegen der Forderung „schöner Coups“ eines „Anything goes“, sondern wegen der Bestandsaufnahmen, die dahinter stehen. Sie gleichen denen Handkes, nur die Konsequenzen sind andere.

Der Auffassung, daß eine Alltagsästhetik der letzten Jahre durch ein „technizistisches Bewertungskriterium optimaler Performanz“ geprägt ist und daß dies wiederum literarisches Arbeiten entscheidend prägt, würde Handke sich anschließen. Handke antwortet auf derartige Bestandsaufnahmen, indem er die Möglichkeiten von Literatur aus ihrer Zeit nimmt, indem er Ignoranz und Illusion empfiehlt. „Schließt die Augen, und aus dem Nachbild der Sonne entsteht der neue Kontinent ... Laßt die Illusionslosen böse grinsen: die Illusion ist die Kraft der Vision, und die Vision ist wahr“ (S. 101). Um welche Vision es geht, wird nicht geschrieben. Die Art und Weise, wie in „Über die Dörfer“ und anderen Texten geschrieben wird, sei die Vision, meint Handke. Die „langsame Heimkehr“ ermißt sich dann in ihrer Leere.

Ignaz Knips

Peter Knoch / Thomas Leeb (Hg): Heimat oder Region? Grundzüge einer Didaktik der Regionalgeschichte, Frankfurt/Main 1984 (Diesterweg-Verlag) 132 S., 25.-

Dieses Buch ist in erster Linie für Geschichts- und Sozialkundelehrer geschrieben; dementsprechend nimmt die Entwicklung und Darstellung einer „Didaktik der Regio-

nalgeschichte“ auch den notwendig großen Raum ein. Dennoch ist es auch für die philosophische Auseinandersetzung mit dem Phänomen „Heimat“ als Lektüre zu empfehlen, denn die theoretische Auseinandersetzung mit dem Gegenstand eröffnet gleichzeitig einen breiten und fundierten Überblick über den aktuellen Stand sozialwissenschaftlicher „Heimat“-Forschung. Dabei stehen Identitätstheoretische und interaktionistische Modelle im Vordergrund.

Der „Heimat-Boom“ der letzten Jahre hängt nach Aussage des Buches nicht zuletzt mit einer Suche nach Identität und Lebenssinn zusammen, letztlich mit einer Sehnsucht nach Übersichtlichkeit und Sicherheit. Gerade dies könne die Gesellschaft praktisch nicht leisten, aber auch theoretisch nicht fassen, denn die modernen Gesellschaftstheorien seien auf die ökonomischen und politischen Systeme begrenzt, und in ihnen dominiere das instrumentelle Handeln. Das kommunikative Handeln, in dem der Mensch Befriedigung und „Sinn“ finde, werde sowohl gesellschaftstheoretisch als auch praktisch in den Hintergrund gedrängt. Die legitimatorischen Defizite der Gesellschaft, die Unmöglichkeit der gleichzeitigen Verwirklichung ihrer politischen und ökonomischen Fundamentalnormen, werde immer breiteren Kreisen der Gesellschaft bewußt und habe sich zur „Sinnkri-

se der Gegenwart“ verdichtet (Helbig).

Karl-Heinz Schmid

Der Heimatbegriff, linguistisch ohne einheitliche denotative Bedeutungsschicht, dafür mit einem hohen Konnotationspotential (Stöckle) eröffnet somit alle Möglichkeiten emotional-affektiver Besetzung, als Kampfbegriff einer ersehnten heilen Gegenwart. „Heimat“ also als modernes Mittel zur Überdeckung legitimatorischer Defizite dieser Gesellschaft, im Austausch für andere Funktionslügen wie „Wirtschaftswunder“ oder „Gemeinwohl“?

Die diffusen emotionalen Konnotationen, die dem Begriff „Heimat“ anhaften, sind es, worauf die Zurück-ins Dorf-Apostel rekurrieren, und auf deren Tradierung sie hoffen. „Heimat“, das zeigen die Autoren des Buches aus verschiedenen Perspektiven auf, ist dieser Konnotationen kaum zu entkleiden, seinem Wesen nach reaktionär. Die fortschrittlichen und kritischen Ansätze zur Auseinandersetzung mit dem Nahraum operieren deshalb bewußt mit einem anderen Begriff: der „*Region*“. „Regionaldidaktik“ muß ihrem Selbstverständnis nach also in erster Linie gesellschaftskritisches Unterrichtsfach sein, das sowohl den „Heimatbegriff“ aufhebt als auch Perspektiven und Durchsetzungsmöglichkeiten für eine Gesellschaft entwickelt, an deren Leitung alle partizipieren.

Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg); Heimat heute, Stuttgart 1984, 100 S., 14.-

„Heimat heute“ lautet der Titel des von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württembergs herausgegebene Taschenbuches aus der Reihe „Bürger und Staat“. Doch was bedeutet „Heimat“? fragt der Klappentext zurecht. Worte wie Sehnsucht, Geborgenheit, Überschaubarkeit, Identität kennzeichnen, dass „Heimat“ eine psychologisch bedeutsame Vokabel ist, wie sie Beziehungen von Menschen beschreibt bzw. symbolisiert, aber - in den Texten dieses Bandes - meist zu kurz und schnell mit positiven Funktionsgehalten.

O.F. Bollnow geht in seinem – als philosophisch gemeinten - Text gleich in sehr allgemeine Dimensionen: „Dem heutigen Menschen ist Heimat in weitem Maße gleichgültig oder gar fremd geworden ... er hat die Sicherheit fester Ordnungs- und Wertsysteme verloren“ (32).

Andere Beiträge sind dagegen sehr viel konkreter und inhaltsreicher. Bausinger schildert in Ansätzen,

welche ideologische Bedeutung „Heimat“ und Heimatbewegung im 19. Jahrhundert hatten. Sichtbar wird auf der Folie auch, welchen Sinn die Formel hat: „Die Proletarier haben eine Welt zu gewinnen“, da gibt es keinen Hinweis auf eine „Heimat“. Bausinger diagnostiziert auch heute noch die Gefahr, „Heimat“ als Kulisse zu nehmen, hinter der sich ganz anderes abspielt (19).

Konrad Buchwald hebt in seinem Beitrag hervor, wie grundlegende psychische Bedürfnisse des Menschen nach „Territorium, Raum und Heimat“ beschädigt sind, wie Ersatzheimaten gesucht werden und in letzten Bezirken der Eigenmacht, in Kleingärten und Campingparzellen ihren sinnlich-greifbaren Ausdruck finden. Er sieht darin einen vielschichtigen

Entfremdungsprozeß (50), Entfremdung von der natürlichen, von der gebauten technischen Umwelt, Entfremdung von den Mitmenschen und vom Arbeitsprozeß und dem Arbeitsprodukt, und schließlich Entfremdung von sich selbst. „Sicherung und Schaffung von Heimat heißt letzten Endes, der Entfremdung entgegenzuwirken“ (54). Damit provoziert er die Frage, ob nicht viel Gerede von Heimat mehr Ausdruck zerbrochener Beziehungen und falscher Haltepunkte ist.

A. Lehmann macht in seiner Fragestellung „Heimat Land oder Heimat

Stadt?“ (73) darauf aufmerksam, daß es für Halt und Geborgenheit keiner agrarromantischen Bezüge bedarf. Er stellt fest, wie sich in Spielgruppen in beliebigen Stadtteilen „Heimat“ konstituiert, wie man dazu keine festen Ordnungs- und Wertssysteme benötigt, vielleicht auch keine Symbole und Kirchen, sondern Werften und Pütt, „Gerüche von Öl und Fisch“. Dieser Ansatz, Menschen zu Wort kommen zu lassen und sie nicht soziologisch zu sezieren, könnte sehr fruchtbar sein.

H.-G. Wehling legt, säuberlich getrennt nach primären und sekundären Funktionen, Leistungen des lokalen Vereinswesens dar, Leistungen für den einzelnen Menschen und für die Gesellschaft. Bindung an den Wohnort, Integration in die Gemeinde sind dabei nur einzelne Funktionsbestandteile unter vielen anderen. Er verweist dabei schon auf die Kritik von Max Weber, der im Vereinswesen eine auch „politisch domestizierende Wirkung“ und nicht „notwendig „demokratieförderliche Einrichtung“ erkannte (94).

„Heimat heute“ ist ein überaus interessantes Bändchen, das viele Fragen anregt:

Wie hängen Heimatgefühle mit unserer Produktionsweise zusammen?

Wie sah die Heimat von Nomaden aus?

Gibt es Berufsgruppen mit ganz anderen Gefühlen und anderen Erlebnishorizonten: „Die Heimat, das ist das Meer!“?

Finden sich „heimatliche“ Bezüge auf Rastplätzen nomadisierender LKW-Fahrer?

Wer erlebt seine „Geborgenheit“ in der Ferne, in der Urlaubsheimat und warum?

Böte der ideologiekritische Ansatz Möglichkeiten, die raumzeitlichen Konkretisierungen vermeintlicher psychischer Grundbedürfnisse zu hinterfragen, statt ihnen ontologische Qualitäten zukommen zu lassen? Ist es der Verlust von Religion oder eine ihrer bestimmten Ausprägungen, daß wir Halt in Menschen und an Gegenständen suchen, statt sie fahrenlassen zu können; ist Glück im Nichts zu finden?

Wolfgang Teune

Ernst Neukamp / Dieter Wieland; Heimat, Hof/Saale (Rekenze-Verlag) Bildband, geb., 88 S., 58.-

Bei dem vorliegenden Buch „Heimat“ handelt es sich um einen Bildband mit 74 Farbfotos von Ernst Neukamp, sieben Seiten „kritischem“ Text von Dieter Wieland

und zwei Portraits der Autoren. Die „Heimat“ ist Franken, die Gegend um Hof.

Bei Neukamp und Wieland heißt die Gleichung Heimat = Kindheit: „Heimat ... Die ersten Bilder, die unsere Augen treffen. Nie wieder sehen wir so viel und so genau, wie mit Kinderaugen.“

Neukamp sieht auch als Erwachsener noch viel und genau und will mit seinen Fotos den Zugang zu dieser Heimat öffnen: „ein Buch zum Nachdenken und Sehen lernen“ heißt es im Klappentext.

Sicher steckt in diesem Ansatz etwas Wahres. Proust hat vorgeführt, wie Bilder Schlüssel zu etwas anderem werden können: die auftauchende Vergangenheit belebt sich, die erinnerte Totalität wird als brüchige gezeigt, die Spur führt in die Gegenwart: „Was durch (die Bilder) in uns erregt wird, bedarf noch eines höheren Prüfsteins“ (Hegel, Ästhetik).

Neukamp bleibt bei einer melancholischen Betrachtung der verlorenen Zeit stehen. Seine Bilder zeigen nichts, sie zitieren. Sie zitieren Idylle: in Holzstößen, Kirchtürmen, Scheunen, Wald und Wiese findet er die „Sehnsuchtsbilder“ der Kindheit. Heile Welt der Ruinen, geformt von Wind und Wetter. Diese Heimat erstarrt zur Kulisse; Neu-

kamps Ästhetik läßt keine Bewegung zu, alles gerinnt zum gleichmäßig schönen Kultbild. Mit einem handgeschriebenen Titel wird es zur Schau gestellt.

Ist es schon verklärter Schein, die Gegenwart auf Reste der Idylle zu reduzieren, so gilt dies auch für die erinnerte Zeit der Kindheit, auf die sich Neukamp beruft. Diese Zeit war Kriegszeit. Der „Überfluß der alltäglichen Schönheit“ wurde von den R-A.F.-Bombern geliefert. „Gestalt, Vielfalt, Harmonie, Phantasie“ waren weder damals noch heute die herrschenden Begriffe.

Das Buch hat auch einen Textanhang. Neben dem unvermeidlichen Gedicht (Reiner Kunze, heimatvertrieben) enthält er eine Kritik an den „zu vielen schönen Bildbänden“ - genau einen solchen haben die Autoren hergestellt. Mit leicht ironischem Jammerton („Die Ohnmacht der Sensiblen“) wird das Sterben des Waldes bedauert - das Umschlagbild zeigt ihn in üppigstem Grün. Neukamps Ästhetik ist die der (post-)modernen Ansichtskarten mit ihren toskanischen Fensterläden (erdfarben), den griechischen Treppenstufen (kalkweiß) und den korsischen Schafhirten (wettergegerbt).

Daß beide Autoren es auch anders können, zeigen frühere Versuche. Neukamp hat nicht nur weiß-blaue

Rautenwolken für das Pausenbild des Bayerischen Fernsehens belebt, sondern in seinen Zeitrafferfilmen auch die Geheimnisse einer Kaltfront bloßgelegt und die Bewegung in der Ruhe von Föhnwolken. Auch Wieland hat in seinem Buch „Grün - kaputt“ mit extremem Zeitraffer (Vorher-Nachher-Bilder) den Prozeß in den Mittelpunkt gestellt. In dem „Heimat“-Buch merkt man von solchen Ansätzen, Verborgenes sichtbar zu machen, leider nichts mehr. Es ist ein Geschenkbuch, das ironischerweise in der Tradition derer steht, die die Autoren glauben hinter sich gelassen zu haben.

Carl Freytag

Thomas Nipperdey: Nachdenken über die deutsche Geschichte, München 1986 (C.H. Beck-Verlag) geb., 234 S., 38.-

Der Autor versammelt in diesem Buch dreizehn Essays, die thematisch als kleinsten gemeinsamen Nenner die „Triebkräfte der modernen Geschichte und vor allem der schwierigen Geschichte der Deutschen, von den mittelalterlichen Grundlagen bis heute“ (Nachwort) behandeln. Die Aufsätze „Neugier, Skepsis und das Erbe“ (7ff) und „Kann Geschichte objektiv sein?“ (218ff) am Beginn und am Ende der Textsammlung präsentieren den Umgang mit Geschichte, die Funktion des Erbes und die methodische Auseinandersetzung, Ob-

jektivismus versus Perspektivismus, die zugunsten der „regulative(n) Idee der Objektivität als die Norm unseres Verhaltens als Historiker“ (233) entschieden wird. Kontinuität und Modernisierungskrise sind die Schlüsselbegriffe, die Thomas Nipperdey thematisiert; er attestiert den Deutschen einen Mangel an politischer Identität, der die Labilität unserer politischen Kultur zur Folge habe.

Die Schwierigkeiten mit Erbe und nationaler Identität „hängt mit Hitler zusammen“ (19), präziser ausgedrückt: mit Nationalsozialismus, Entfesselung des 2. Weltkriegs, 50 Millionen Toten und Völkermord. Dennoch - „wir müssen die Wirklichkeit des Erbes wiedergewinnen“ (19). Konsensfähige Traditionen der deutschen Geschichte sollen dies leisten. Die Deutung deutscher Vergangenheit dürfe daher nicht nur über die Kontinuitäten laufen, die zum Jahr 1933 führen. Ebenso argumentiere die kritische Kontinuitätstheorie, indem sie das frühere vom späteren her erklärt, einseitig. Der neue methodologische Zugriff auf die deutsche Geschichte fordere andere Fragestellungen: „War die wilhelminische Gesellschaft eine Untertanen-Gesellschaft?“ (172). Das populäre Bild der Untertanen-Gesellschaft sei eine „Teilwahrheit und nur eine Teilwahrheit“ (175). Ebenso zeige sich das deutsche Kaiserreich im gesellschaftlichen Wan-

del, mitten im Prozeß, „auf dem Weg zum modernen Pluralismus“ (185). Zweifellos erlebte das deutsche Kaiserreich durch die Oktoberreformen vom 28.10.1918 für einige Tage die Einführung der parlamentarischen Monarchie. Doch stellte dies kein Ergebnis stetiger Parlamentarisierung dar, sondern war Resultat einer kalkulierten Initiative der Obersten Heeresleitung, die angesichts des militärischen Zusammenbruchs, Waffenstillstandsverhandlungen und der abzusehenden Nachkriegsprobleme die politische Reichsleitung und die damit verbundene Verantwortung den Parteien übertrug. Wird das Kaiserreich als eine Etappe auf dem Weg zum modernen Pluralismus erachtet, so mag diese Perspektive suggerieren, die Ansätze zum Weimarer Parlamentarismus seien in der, wenn auch durch die status-quo Verteidigung der traditionellen Machteliten behinderten, politischen Modernisierung des Kaiserreichs zu finden. Unter diesem Aspekt läßt sich die wilhelminische Gesellschaft nicht mehr als eine Vorgeschichte zum 3. Reich verstehen.

Doch Nipperdey zeigt andere Kontinuitäten durch das 19. und 20. Jahrhundert bis in die bundesrepublikanische Wirklichkeit. Mit Hilfe des Modernisierungsbegriffs, der die politische, wie auch ökonomische und soziale Modernisierung umfaßt, wird mitunter Aufstieg und

Herrschaft des Nationalsozialismus analysiert. Die Modernisierung, als Prozeß der Industrialisierung und Urbanisierung, habe einen antimodernistischen Effekt bewirkt: gesellschaftliche Labilität und Auflösung traditioneller Wertvorstellungen. Traditions- und Orientierungsverlust hätten durch die antimodernistische Frontstellung des Nationalsozialismus (gegen moderne Kunst, moderne Literatur und Großkapital) kompensiert werden können, wobei der Rückgriff nicht auf die alte Tradition, sondern auf „etwas Vorhistorisches, Archaisches“ (57) erfolgt sei. Die Verfolgung des antimodernen

Ziels mit modernen Mitteln hätte, so Nipperdey, die hierarchische Konstellation der Gesellschaft verändert und zur gesellschaftlichen Egalisierung geführt. Dadurch ergebe sich der Anknüpfungspunkt zur jüngsten Geschichte der BRD, denn „Krieg, totale Niederlage und Wiederaufbau haben die von den Nazis eingeleitete Modernisierung der deutschen Gesellschaft zu Ende geführt, das ist die Haupttendenz und Hauptergebnis der deutschen Nachkriegsgeschichte (und nicht eine angebliche Restauration)“ (59).

Die Einbettung des Nationalsozialismus in die Modernisierungskontinuität verdeckt jedoch die Mittel und Resultate dieser gesellschaftlichen Egalisierung. Die Beurteilung, ob der Faschismus modern, fort-

schrittlich oder antimodern war, muß über die Kategorien der gesellschaftlichen Verhältnisse geführt werden. Die Zerschlagung der Gewerkschaften, die terroristische Unterdrückung demokratischer Kräfte usw. kann nicht mit solch ‘fortschrittlichen’ Angeboten wie „Volkswagen, Volksradio“ und „neue Positionen in Partei und Wehrmacht für Aufsteiger“ (57) wettgemacht werden. Eine solche Beurteilung führt eher dazu, dem Faschismus einen ‘fortschrittlichen’ Touch zu verleihen.

Die zustimmungsfähigen Traditionen in der deutschen Geschichte konnten in dieser Aufsatzsammlung nicht geortet werden.

Martin Vogelsang

Hans-Georg Pott (Hg): Literatur und Provinz. Das Konzept ‘Heimat’ in der neueren Literatur, Paderborn 1986 (Schöningh-Verlag) 200 S.

Wie H.-G. Pott in seinem Einleitungsartikel aufzeigt, soll mit diesem Buch kein neues Roman-Genre entwickelt, sondern - im Gegenteil - erprobt werden, „inwieweit sich ein Konzept von Heimat aus Lektüren gegenwärtiger Romanliteratur gewinnen läßt, das sich möglicherweise der neuen Ideologie der Heimat in den Medien entgegenstellen läßt“. Die nicht klar bestimmbare Gattung

„Heimat-Roman“ birgt indessen Gefahren in sich: zum einen die romantizistische Idealisierung heimatlicher Idylle, zum anderen die Problematik einer direkten Übertragung utopisch-kritischer Potentiale vom „Kleinen“ (Provinziellen) auf die „große Welt“ (Heimat als Basis und Rückhalt wie bei Ernst Bloch). Jenes Dilemma sieht Pott als von Walter Benjamin richtig erkannt und aufgezeigt.

Auf diesem Hintergrund bewegt sich dann auch die Argumentation der Mitautoren. Drei Artikelbeispiele seien genannt:

Gertrud Cepl-Kaufmann untersucht, inwieweit sich der Heimatbegriff *Günter Grass'* „Danziger Trilogie“ zuordnen läßt. Belegt wird, wie Grass sich geweigert hat, sich Tendenzen der „literarischen Postmoderne“ zu unterwerfen. Eine Remobilisierung des Heimatgefühls fände in seinen Romanen bis hin zur „Rättin“ nicht statt, sondern es seien immer die „wesentlichen Voraussetzungen seiner gesellschaftsorientierten Position“ erhalten geblieben.

Anders findet sich dies bei *Martin Walser*. Wilhelm Gössmann macht deutlich, daß Walser sich sehr wohl immer mit „Heimat“ auseinandergesetzt hat; allerdings als heimatlos gewordener Schriftsteller, der seine

politischen Motive und Ansätze zur Veränderung „zwar ins Utopische entrückt ..., der (aber) am Realismus seiner Wahrnehmung und schriftstellerischen Schreibearbeit festhält.“

Bemerkenswert genau analysiert Norbert Mecklenburg das Frühwerk „Ingrid Babendererde“ des Blochschülers *Uwe Johnson*. Dem berühmten gewordenen Zitat E. Blochs (Heimat als das, „was allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war“) sei Johnson jedoch in keinem seiner Romane eine Annäherung möglich gewesen, da Heimat dem „derart Erinnerungsfähigen Autor“ durch die Erfahrung des Nationalsozialismus verstellt gewesen sei. Hier zeige sich Heimat, wie bei Adorno, als der Raum des Ankommens, bei Johnson ganz konkret „als ... anzuzeigender ... Raum persönlicher und gesellschaftlicher Lebenspraxis“ in der jungen DDR.

Desweiteren findet man eine Abhandlung zu *Peter Handkes* Buch „Langsame Heimkehr“ (Rainer Nagele) und von Ansgar Hillach ein interessantes Kapitel zu *Gert Jonkes* „Geometrische(m) Heimatroman“, sowie von Erhard Schütz, der *Jürgen Lodemanns* Ruhrgebietsromane durchforstet.

Wichtig ist der Hinweis auf zwei äußerst anregende Kapitel, die den Wert des Buches zweifellos steigern: es sind dies erstens eine Sozialge-

schichte des Bedeutungswandels von „Heimat“ (Jürgen Bolten), und zum zweiten das Kapitel „De Nostalgia“ von Friedrich A. Kittler, in dem Ursprung und Begriffsbildung des Wortes „Heimat“ erläutert werden.

Fazit: Das Buch - ein „Vademecum durch verschiedenste Heimat-Konzepte neuerer Literatur“ - gibt nicht nur wertvolle Analysen zur Verwendung regionaler Bezüge bei verschiedenen Schriftstellern, sondern gleichzeitig kritische Einsicht und Anregung in neue Lektüre und neues Lesen.

Angelika Kansy

Gerard Raulet: Natur und Ornament. Zur Erzeugung von Heimat. Sammlung Luchterhand, Darmstadt u. Neuwied 1987, TB, 150 S., DM 14.80

Dieses Buch kann man schwerlich von Anfang bis Ende mit Freude und Gewinn lesen. Auch beim letzten Kapitel kommt kein Enthusiasmus auf, obwohl man es mit einiger Spannung, der internen Dramaturgie folgend und weil es in den vorangehenden Abschnitten zumeist nur Bloch-exegetisch zugeht, erwartet hat. Die beiden tragenden Essays, sie sind von einem Vorwort und dem Schlußkapitel eingerahmt, könnten von Interesse sein für Le-

ser, die einen Einblick erhalten wollen in das Blochsche Kunstverständnis, seine Interpretationen, seine ästhetische Lehre. Aber vielleicht tun die besser daran, sogleich in das Quellenstudium einzusteigen. Der Hauptprotagonist Bloch und ebenso die Ästhetiken von Benjamin und Adorno, in Versatzstücken mobil gemacht, erhalten die Aufgabe, ein kritisches Potential für die Beurteilung der künstlerisch-architektonischen Postmoderne und das in ihr zum Ausdruck kommende Verhältnis von Natur und Technik, technischer Sachlichkeit und Ornament abzugeben. Das systemübergreifende, zeitgeist- bewegende Grundverhältnis Natur-Technik, bestimmt und beherrscht von instrumenteller Vernunft, kommt im Sinne Blochs in allen künstlerischen Manifestationen zum Ausdruck. Seine Chiffren sind „Auszugsgestalten“, reeller Vorschein eines versöhnten Verhältnisses von Mensch und Natur. Die Utopie der gelungenen Heimat meint eben diese Versöhnung, in der instrumentelle Zweckreihen mit den Impulsen innerer und äußerer Natur kooperieren.

Vergleichsweise erfreulich und erhellend lesen sich in Raulets Buch die Anwendungen der Blochschen Ästhetik auf gemalte Landschaften und die Gartenkunst. Im Blochschen Begriff der Ungleichzeitigkeit liegt ein hermeneutischer Verweis auf ein impliziertes aber nicht aktua-

lisiertes - also ungleichzeitig bleibendes - Natursubjekt, das in „Landschaften“ zur Erscheinung kommt. Im technischen, ästhetischen und geographischen Verhältnis zur Natur drücke sich, durch das einseitige Beherrschungsinteresse vernachlässigt, eine nicht angemessene realisierte Naturbeziehung aus. Anders als in der Darstellung der ‘wilden Natur’ oder dem französischen Park, zeige sich z.B. im ‘englischen Garten’ die Allegorie einer entdeckten und anerkannten Landschaft. Bedeutsam in diesem Kontext ist auch Blochs Geschichtsauffassung: sie durchzieht ein Spannungsverhältnis zwischen dem Hier und Jetzt und dem Fernziel einer Verwirklichung. An künstlerischen Produktionen interessiert ihn - auf je spezifische Weise - die Ferne, die sich in der Nähe spiegelt und die Gegenwärtigkeit der Tiefe, d.h. die Vermittlung des Fernen und des Unmittelbaren als eine „Auszugsge- stalt des Gelungenseins“. Seine „objektiv-reale Hermeneutik“ mobilisiert jenen Spürsinn für das schon Gegebene und Neuartige am Wechselverhältnis von Mensch und Natur.

In Raulets zweitem Essay geht es um die Durchleuchtung einer weiteren sozialutopischen Kategorie Blochs: dem Ornament als Chiffre der Befreiung. Im „Geist der Utopie“ drückt er das Interesse aus, in Konstellationen der „Erzeugung des Ornaments“ Technik nicht abstrakt

zu verneinen, sondern durch sie hindurch den „Traum von einer Sache“ zu realisieren. Raullet setzt hier darauf, gegen die heutzutage sich breitmachenden Kompromißlösungen Blochs „positive Barbarei“ festzuhalten: „das kalte Zweckgerät erst recht kalt zu machen, damit man merke, was danach noch reichlich zu erwärmen übrig bleibt“. Positive Barbarei soll im Verhältnis zur Technik das Stillstellen der Spannung, die Gleichschaltung der Antinomien in scheinbarer Erfüllung verhindern helfen.

Auch in diesem Essay postuliert Raullet wieder eine Philosophie der symbolischen Formen als Geschichtsphilosophie in praktischer Absicht, um technische und künstlerische Produktionen als „Auszugsge- stalten“ der gesuchten Heimat erfassen zu können. Denn in der Postmoderne verschwinde Tiefe in der Breite und der Blochsche „Sonntag in der Breite gleichsam für alle Tage“, als Utopie des erreichten Ziels, würde unter dem Schutt belangloser Stilkopien begraben.

Nun denn, von diesem Problem kann er sich, so scheint es, mit seinen eigenen Mitteln schwerlich befreien. Dazu einige Anmerkungen: Im Gegensatz zum vielzitierten Bloch sind für Raullet auf das Produktionsverhältnis gerichtete utopische Erwartungen ‘out of discussion’, eine Affaire der abgelaufenen Moderne. Die Befreiung der Arbeit von Fremdbestimmung und Aus-

beutung als praktische Notwendigkeit auf dem Weg zur gelingenden Heimat ist bei ihm einer „Strategie des Vergessens“ zum Opfer gefallen. Bei Raulet heißt es: „Technik ist die erste Produktivkraft - auch als Ideologie, da sie immer mehr mit den Bereichen der Bewußtseinsbildung zu tun hat“. Daß Technik und nicht menschliche Arbeitskraft als erste Produktivkraft erscheint, hängt damit zusammen, daß die Masse toter, vergegenständlichter und entfremdeter Arbeit immer weiter anwächst. Technik und Wissenschaft können so als erste Produktivkraft - ideologisch - verstanden werden. Raulets postulierte Philosophie der symbolischen Formen in praktischer Absicht bezieht sich aufs Produkt. Seine anvisierte emanzipatorische Praxis bleibt ästhetische Theorie, so kommt er zu den falschen Fragen: „Gibt Kunst den Menschen die Möglichkeit, der naturwüchsigen Entwicklung der Produktivkräfte Herr zu werden“ oder ob „Kunst zur Kritik der instrumentellen Vernunft noch dienen kann“.

Sein Praxisinteresse ist die Bewahrung des symbolischen Zusammenhangs künstlerischer Realisierung und die Kreation einer „Poetik der Geschichte“. Genau hier wird auch für ihn Politik relevant. Bloch wußte es besser: „Auf das Tun und sein Gelingen verweist letzthin jedes richtig Gedachte, eigentlich Wahre. So hat das genaue kategoriale Den-

ken seiner zwar das erste und auf lang hin das zeitgemäße wie allemal räumende Wort, aber auftragsgemäß nicht das letzte, als welches Handeln heißt, Verändern. Kein Verändern aber geschieht ohne den Begriff, dieser ist der Generalstab gerade der Umwälzungen und also der möglichen Ankunft, damit sie nicht woanders ankomme als in dem Meinen des Rechten gemeint.

Bleibt noch zu sagen: Auf der Suche nach dem verlorengegangenen Original und im verzweifelten Kampf gegen das postmoderne „Primat der Breite“ bzw. gegen das ‚Pastiche‘ als Imitation der Imitation wäre ein erster Anwendungsfall für Raulets Geschichtsphilosophie in praktischer Absicht Raulets Philosophie der symbolischen Formen und vice versa undsoweiter... und vice versa... undsoweiterundsofort...

Udo Wieschebrink

Wolfgang Thüne, Die Heimat als soziologische und geopolitische Kategorie, Würzburg 1987 (Creator-Verlag), geb., 576 S.

Die im Auftrag des „Instituts für Demokratieforschung“ von Lothar Bossle herausgegebene Dissertation wird von drei Fotografien eingerahmt: einer Abbildung Wolfgang Thünes zusammen mit Otto von Habsburg am Anfang und zwei Landschaftsbildern aus Ostpreußen am Ende. Darin kommt der Verlust

der geographischen und der Gewinn der politischen Heimat sowie der weltanschauliche Horizont des Verfassers sinnfällig zum Ausdruck. Zwischen den Fotografien ausbreitet liegt, auf Spranger, Stavenhagen, Freyer, Forsthoff, Pius XII., Röpke, Gehlen, Schelsky, Lübke, Kaltenbrunner, Czaja u.v.a. gestützt, eine Kompilation, die alle Topoi des konservativen Heimatbegriffs enthält.

Erstens *Heimat statt Aufklärung*-, religio, Rückbindung des Menschen an den Raum, an Tradition und Brauchtum statt Rationalismus, Positivismus, Materialismus und vor allem statt Emanzipation (S.23f. u.ö.).

Zweitens *Heimat statt Liberalismus und Sozialismus*, die sich, in aufklärerischer Fortschrittsgläubigkeit vereint, dem Industriesystem und dem Wirtschaftswachstum verschrieben haben (S.53). Heimat einerseits als „Reaktion auf die zur Atomisierung neigende ... Individualkultur“, andererseits als „Suche nach sozialer Geborgenheit in räumlicher Stabilität zwecks Abwehr kollektiver Einordnung in zentralbürokratische Ordnungssysteme“ (S.320).

Drittens *Heimat statt Utopie*: Bindung an den Raum vor Bindung an den Menschen und deshalb „Schutz von Eigentum“. Es gilt, „eine Philosophie wider die ‘Enteignung’ und für

die Wiederherstellung von ‘Würde und Verantwortung’ im Eigentum zu entwickeln“ (S .95).

Viertens *Heimat als Simstiftung, als Aufhebung der Entfremdung und als neue Identität*: räumliche Verwurzelung zugleich als Verwurzelung in der „sinn- und werthafter Dimension der Weltorientierung“ (S.89). Da die moderne Industriegesellschaft das Bedürfnis nach sinnvollem Handeln immer weniger befriedigen kann, bedarf es der Heimat, um „dem Menschen den Identitätsimpuls zu geben“ (S.92), der darin besteht, „das Kräfteparallelogramm zwischen Individuum und Gesellschaft so auszutarieren, daß die Zentripetalkräfte der Tradition die Zentrifugalkräfte der Modernisierung auf ein dem Menschen wie der Natur verträgliches Maß reduzieren“ (S.331).

Fünftens *Heimat als Religion*: Rational, mit den Kategorien der Soziologie, der Geschichte, der Anthropologie etc. allein ist Heimat nicht zu erfassen, denn Heimatgefühle sind religiöse Gefühle. Die Ehrfurcht vor der Schöpfung als beherbergender Heimat stillt das „tiefe menschliche Verlangen nach Sinn-erfüllung“ und begründet „die Selbstverantwortung des Menschen als Verantwortung für seinen ‘Lebensraum’“ (S.307).

Bemerkenswert ist der Versuch, die

„Geopolitik“ Friedrich Ratzels und Karl Haushofers in den Heimatbegriff zu integrieren. Daß diese u.a. durch Rudolph Hess (den ehemaligen Assistenten von Haushofer) Teil der faschistischen Weltanschauung ist, hält Thüne für äußerlich. Er will sie von ihrem „allzuvielen politischen Ballast“ (S.162) befreien und als „Ökopolitik“, als Orientierung der Politik an den Eigenheiten des Raums (S.173f.) rehabilitieren.

Zu sehr bleibt Thüne der Theorie und damit den in großem Umfang von ihm zitierten Autoren verhaftet. Darüber verliert er die Praxis der wirklichen, liberal-konservativen Politik aus den Augen. Auf diese Weise trägt er zwar die Wiederbelebung der Lebensphilosophie, des Anti-Rationalismus, der „Dritten-Weg“-Ideologie mit, die unter dem Deckmantel der „Heimat“ stattfindet, vernachlässigt aber das *Neue*, das sich aus der *gleichzeitigen* Propagierung von Heimat *und* naturwissenschaftlich-technischem Fortschritt gerade im konservativen Lager er gibt. Im Gegensatz zu Nietzsche, Spengler, Heidegger (auch Rosenberg) u.a. nämlich wird Rationalität nicht mehr rundweg als lebens- und heimatzerstörend abgelehnt. Nicht die technische, sondern nur die auf die Planung und Reform der Gesellschaft gerichtete Intelligenz stößt auf die Kritik einer fragwürdigen Wissenschaftsgläubigkeit.

Auch der gesellschaftliche Fortschritt wird nicht mehr rundweg als heimatzerstörend abgelehnt. Nicht die Anpassung an die Bedürfnisse der Kapitalverwertung (Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt!), sondern die an den Bedürfnissen des Menschen orientierte Veränderung stößt auf die Kritik des Utopismus.

Indem Heimat wesentlich nicht innerhalb, sondern nur jenseits der Produktionssphäre angesiedelt wird, gerinnt sie zur *Kompensation*. Im Kleinen, im Privaten, in der Freizeit soll nachgeholt werden, was im Großen, in der Öffentlichkeit, am Arbeitsplatz längst drangegeben ist: die Identität, das „Bei-sich-sein-im-Anderen“.

Konrad Lotter

Jörg von Uthmann: Die Sehnsucht nach dem Paradies. Zeitgemäße Anmerkungen zur deutschen Neurose, Stuttgart 1986 (Deutsche Verlagsanstalt) Paperback, 128 S., 18.-

Eine Abrechnung mit der neuerlichen Verbreitung dumpfer Zukunftssängste und wirrer Heilslehren unter den Deutschen verspricht der Klappentext zu Uthmanns Buch „Die Sehnsucht nach dem Paradies“. Eine kritische Analyse der Glaubenssätze der Grünen, Pazifisten, Kernkraftgegner und „Umwelt-

ideologen“ (original natürlich ohne Anführungszeichen) wird angekündigt; doch was der ehemalige Diplomat und jetzige FAZ-Korrespondent in New York stattdessen verbreitet, ist gefährliche Demagogie. Nachvollziehen kann man noch, wenn er sich über altbekannte deutsche Schwächen lustig macht, wie etwa die „Anfälligkeit für Untergangspantastien“, den Hang zum Idealismus und einen gewissen „Perfektionszwang“; doch wischt Uthmann mit dem selben Elan auch eventuell berechtigte Ängste der Menschen vom Tisch. Probleme wie Umweltverschmutzung, Wettrüsten, Waldsterben, atomare Bedrohung sind für Uthmann nur Neurosen einer Nation, der es an innerem Gleichgewicht fehlt. Schützenhilfe für seine Ansichten holt er sich von wem auch immer: Freud muß dafür herhalten, daß Pazifismus nur eine neue Art von Religion ist, Augustinus, Thomas von Aquino, Francisco de Vitoria und Martin Luther sind für das Zitat gut, daß Krieg „gerecht“, ja sogar ein Werk der Liebe sei. Millionen von Christen haben sich nach Auffassung von Uthmann bisher in der Bedeutung der Bergpredigt geirrt (die sei nämlich nicht glaubwürdig), stattdessen gelte noch immer das Wort Clausewitz: Krieg ist die Fortführung der Politik mit anderen Mitteln. Es ist nicht wert, im einzelnen darauf einzugehen, wie Uthmann gegen Abrüstungsgesprä-

che, Umweltschutz und links angehauchte Ideen aller Art zu Felde zieht. Aber bei seinen griffig famulierten Haßtiraden vergreift er sich nicht nur einmal im Ton und in den Mitteln. Wer Vergleiche wie: „In vielem erinnert der blinde Antiamerikanismus an den Antisemitismus der Nazizeit: Auch den Juden wurden damals dunkle Pläne zur Erringung der Weltherrschaft angedichtet“ (49) für zulässig hält oder aus den Ergebnissen einer Erhebung zu den „wichtigsten Problemen der Gegenwart“, bei der „Drogenkonsum der Jugend“ erst an fünfter Stelle genannt wurde, ableiten kann: „vor dem Rauschgift hat man weit aus weniger Angst als vor verseuchten Nudeln. Ihren täglichen Joint wollen sich manche Gesundheitszeboten denn doch nicht nehmen lassen“ (94), disqualifiziert sich als Autor selbst.

Interessant zu lesen (wenn dies wahrscheinlich auch von Uthmann nicht beabsichtigt war), ist die Geschichte der früh-sozialen Bewegungen, die er immer wieder heranzieht, um die heutigen Alternativbewegungen zu diskreditieren. Peinlich wirkt aber sein ständiger Versuch, diese Gruppen in direkte Nähe zu den Nazis zu rücken (Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß soll z.B. angeblich für biologisch-dynamische Anbaumethoden geworben haben) und die Liebe zu Wald und ländlicher Umwelt zwingend mit Rassis-

mus und Antisemitismus zu verknüpfen. Fazit: ein gefährliches Buch. Uthmann versucht ständig, durch seine flüssige, zynische, assoziative Sprache den Leser auf seine Seite zu ziehen (wer nicht zustimmt, muß ja die böartige Polemik auf sich selbst beziehen) und täuscht darüber hinweg, wie unzulässig, ja unwissenschaftlich er zitiert und Fakten miteinander verknüpft.

Katja Riefler

Bernard Willms: Idealismus und Nation - zur Rekonstruktion des politischen Selbstbewußtseins der Deutschen, Paderborn 1986 (F. Schöningh-Verlag) 222 S., 28.

Die von Bernard Willms in „Idealismus und Nation“ geforderte „Philosophie des Nationalbewußtseins“ behauptet als „Voraussetzung aller philosophischen Reflexion und allen politischen Selbstbewußtseins“ die Idee der Nation als die umfassende Wirklichkeit der „je bestimmte(n) lebendige(n), politische(n) Wirklichkeit, in der ein Volk das Bewußtsein seiner selbst zur staatlichen Existenz entwickelt“ (16). - Mit suggestiver Selbstverständlichkeit wird die Idee der Nation als Grund und Möglichkeit individueller und kollektiver Freiheit angegeben, das Bewußtsein darüber und

das Bekenntnis dazu zum Kriterium der Wirklichkeit von Freiheit gemacht. Vulgäridealistisch werden Bewußtsein und Wirklichkeit identisch gesetzt, gesellschaftlich-materielle Grundlagen politischer Formationen negiert und als Kriterien für Freiheit ausgeschieden. „Idealismus im Atomzeitalter“ heißt dann unter anderem:

- „Du bist nichts - dein Volk ist alles“ ist Zweckparole eines biologischen Volksbegriffs ... Aber jene Parole ist jedenfalls noch immer substantieller als ihr wie auch immer konstruiertes Gegenteil“ (215).

- Den Idealist der Nation „kutzt die Menschheitsemphase an, nicht weil er besonders zynisch ist, sondern weil er eingesehen hat, daß es in der Politik nicht um Dialoge, sondern um das ‘Du’ und Ich’ geht“ (216).

Dieses, in allem der einschlägig bekannten Ideologie des deutschen Sonderwegs verpflichtete Denken erinnert nicht nur in seinen Inhalten, sondern auch seiner Vorgehensweise nach an Schriften aus Deutschlands nationalsozialistischer Vergangenheit. Wie damals werden wahllos alle herbeizitiert, die unter zeitgenössischen und vergangenen Philosophen Rang und Namen haben: Georg Lukacs und Martin Heidegger als völlig kontrovers gegenüberstehende Positionen seien hier stellvertretend genannt. Wie damals wird mit absurden Beispielen gear-

beitet: So soll Frontkämpferlyrik aus dem Ersten Weltkrieg - „Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen“ (217) - die zeitgenössische Friedensbewegung als schwächliche „Angstbewegung“ (217) denunzieren. Und wie damals soll eine geistesgeschichtliche Tradition - „der deutsche Sonderweg im Denken“ (173) - dieses Denken legitimieren: Ausgerechnet der deutsche Idealismus soll Ursprung dieser „Philosophie des Nationalbewußtseins“ sein. In einem ersten Schritt werden Texte von Justus Möser, Johann Gottlieb Herder, Ernst Moritz Arndt, Joseph Görres, Wilhelm von Humboldt und Johann Gottlieb Fichte als „Dokumente zur Entstehung des deutschen Nationalbewußtseins“ (30ff) vorgestellt, ohne die spezifische historische Situation, den theoretischen Gesamtansatz des jeweiligen Autors und die daraus resultierende politische Argumentation kritisch zu bedenken. Ein zweiter Schritt will dann die „Reduktion des Idealismus“ (143) auf einen „Kern, der ein Hammer sein kann“ (145), und findet natürlich die Idee der Nation als das eigentlich zentrale Anliegen des deutschen Idealismus vor.

Claus Leggewie schreibt in seinem Buch „Der Geist steht rechts“ (Berlin 1987) Bernard Willms, einem „in rechtsextremen Kreisen gefragten politischen Philosophen“ (103), das zweifelhafte Verdienst zu, die

„‘deutsche Frage’, die politisch völlig aus der Mode und akademisch ‘out’ war, wieder aktuell gemacht zu haben“ (208). Als „Außenseiter ihrer Zünfte“ wurden er und andere dafür „milde belächelt oder arg verspottet, wenn man ihnen nicht Prügel androhte“ (208). Es stellt sich die Frage, ob das ausreicht, oder ob sich da eine - ebenfalls einschlägig bekannte - Hilflosigkeit zeigt.

Christian Sebald